

Aktuelles und Kommentare

„Diebin in der Nacht“ – Gender diesseits oder jenseits kulturwissenschaftlicher *turns*? Fragen und Antworten in einer kontroversen Debatte

Doris Bachmann-Medick

1. Gender und Kulturwissenschaften – Ent-Zweigungen

In ihrem Überblicksartikel „Kulturwissenschaften und Geschlechterforschung“ beklagt Renate Hof, dass „hierzulande zwischen den Kulturwissenschaften und den Gender Studies noch nicht einmal ‚Streitgespräche‘ statt[finden]“.¹ Dies könnte sich ändern – oder ist gar schon anders geworden. Überhaupt von Streitgesprächen zu sprechen, bedeutet, beide Sphären als voneinander getrennt wahrzunehmen. Kann es also gar keinen *gender turn* innerhalb der Kulturwissenschaften geben? Genau hier setzt meine Replik an. Sie greift aus einer anregenden und weiterführenden Debatte zu „Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften“ in der letzten Ausgabe von „L'HOMME“ einen durchgängigen Strang der Kritik auf: Sollte oder müsste man nicht doch von einem *gender turn* in den Kulturwissenschaften sprechen? Hat *Gender* aber wirklich denselben Stellenwert wie die *turn*-bildenden Kategorien *Raum*, *Bild*, *Performanz/Ritual*?

In jedem Fall wäre mein Vorschlag, die Diskussion ausdrücklich auf Kategorien und Konzepte zu richten und deren theoretische und methodische Schubkraft auszuloten. Dies könnte weiter führen, als Gender und Kulturwissenschaften auf zwei institutionalisierte Forschungskomplexe festzuschreiben, denen als „disziplinenübergreifende[r]

¹ Renate Hof, Kulturwissenschaften und Geschlechterforschung, in: Ansgar Nünning u. Vera Nünning Hg., Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven, Stuttgart/Weimar 2003, 329–350, 344.

„Meta-Wissenschaften“² nur die Unbeweglichkeit schwerfälliger Tanker bleibt. In diesem Sinne hatte ich auch in meinem Versuch, die deutschsprachigen Kulturwissenschaften der letzten 30 Jahre entlang signifikanter kulturwissenschaftlicher „Wenden“ von Theorien und Methoden zu kartieren, folgenden Punkt stark gemacht: Die Geschlechterperspektive bildet keine eigene Theoriewende, sondern durchkreuzt die Kulturwissenschaften quer durch die jeweiligen *turns*. Was sie einbringt, ist eine konzeptuelle Kraft der Theoriebildung selbst, die unausweichlicher gesellschaftlich rückgebunden ist als sämtliche „Neuorientierungen“ der Theoriewenden. Diese sind zwar wichtig und unverzichtbar, um überhaupt disziplinenübergreifende systematische Fokussierungen zu gewinnen und gerade damit der Forschung *innerhalb* der Disziplinen immer wieder neue Anstöße zu geben. Die Genderperspektive geht jedoch solchen Änderungen des Forschungsfokus’ in gewisser Weise voraus. Nicht *Raum*, nicht *Bild*, nicht *Performanz* noch *Ritual* rütteln an der Erkenntnisordnung selbst, wohl aber *Gender* als eine Hauptachse der gesellschaftlichen und sozialen Tiefenstrukturen, aus denen sich die kulturelle Ordnung des Wissenssystems überhaupt erst herausbildet. Gender ist ein „konstitutives Element von gesellschaftlichen Beziehungen“³ und gehört damit gleichsam zum sozial-kulturellen Bedingungsrahmen jeglicher „Wenden“, den die Gender Studies zugleich analytisch und theoretisch erschließen, aber auch in Frage stellen. Und genau diese Tiefendimension der umfassenden Geschlechterperspektive wäre als eine permanente Herausforderung für die Kulturwissenschaften lebendig zu halten. Dass ihre durchgängige gesellschaftsbezogene Erkenntniskritik nicht kulturwissenschaftlich schnittig in einen *gender turn* eingeeht wurde – dies geschah also aus guten Gründen, die hier aber, erschütterbar wie sie sind, zur Diskussion gestellt werden sollen:

Um welche Gründe handelt es sich? Ist es bloße Zaghaftheit, Geschlechtsblindheit oder gar Ignoranz von mir oder von anderen, keinen eigenen *gender turn* „auszurufen“? Als ob kulturwissenschaftliche „Wenden“ überhaupt von Einzelnen ausgerufen werden könnten. Und so wendet man sich am besten gleich an die deutschsprachigen Kulturwissenschaften selbst, deren hartnäckige Gesellschaftsflucht hier vielleicht die entscheidenden Gründe liefert. Schließlich spielte sich die Modernisierung der traditionellen Geisteswissenschaften hin zu den neueren Kulturwissenschaften hauptsächlich auf der akademischen Ebene einer Disziplinen überspannenden Methoden- und Theorieerneuerung ab. Es war eben nicht die Rückbindung an die gesellschaftliche Sphäre, die hier bestimmend wurde – im Unterschied übrigens zu den angloamerikanischen Cultural Studies, die geradezu von der Artikulation gesellschaftlicher Gruppen und von sozialen Bewegungen selbst angetrieben wurden. Dort waren von vornherein soziale

2 Claudia Benthien u. Hans Rudolf Velten, Cultural Studies, in: Christina von Braun u. Inge Stephan Hg., *Gender@Wissen*. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln 2005, 345–366, 357.

3 Joan W. Scott, Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse, in: Nancy Kaiser Hg., *Selbst Bewußt. Frauen in den USA*, Leipzig 1994, 27–75, 53.

und ethnische Differenzen, Minderheiten und Marginalisierungen und damit auch Geschlechterungleichheiten die kritischen Ausgangspunkte der Kulturanalyse.⁴ Allein schon wissenschaftsgeschichtlich wurden hier also verschiedene Gleise befahren.⁵ Dies scheint mir ein prägender Angelpunkt zu sein für die immer noch widerständige Gender-Rezeption in der allgemeinen kulturwissenschaftlichen Methodendiskussion – während in den einzelnen Disziplinen selbst, zum Beispiel in der Geschichtswissenschaft, den Literaturwissenschaften, in Kunstgeschichte, Ethnologie und Pädagogik, ja schon längst unumstritten und sehr produktiv mit der Kategorie Gender gearbeitet wird.

Und doch laufen beide, Kulturwissenschaften und Gender Studies, hierzulande immer noch zu sehr auf getrennten Gleisen.⁶ Ein „Streitgespräch“ könnte gemeinsame Brennpunkte ausloten und neu aktivieren, wobei sich allerdings beide Diskursfelder ändern und öffnen müssten. Wie aber kam es überhaupt zu ihrer Ent-Zweiung? „Der Zeitraum, in dem die Frauenforschung entstand, ... ist [doch, D. B.-M.] genau der Zeitraum, in dem die *turns* liegen“,⁷ so wird in der Debatte behauptet. Entstanden die Feministischen Studien also im Zuge der Kulturwissenschaften oder wenigstens parallel zu ihnen?

2. Gender – *kein* turn?

Ich behaupte, Frauenforschung und Kulturwissenschaften entfalteten sich gerade nicht parallel, eher zeitversetzt und auf jeden Fall kontrovers. Frauenforschung war keineswegs unumstritten ein integraler Teil der Kulturwissenschaften, eher so etwas wie ihr (kritischer) Gegenpart. Immerhin startete sie vor der späteren Genderforschung – sogar in den gesellschaftsnäheren Cultural Studies – mit einer massiven Irritation. So jedenfalls Stuart Halls Nachhall der bekannten historischen ‚Urszene‘, welche die Cultural Studies in ihrer Entstehungssituation am englischen *Birmingham Centre* mächtig erschüttert haben soll: Der Feminismus sei zu Beginn der 1970er Jahre „wie eine Diebin in der Nacht“⁸ in das Revier der Cultural Studies eingedrungen – störend, ver-

4 Zu den entscheidenden Unterschieden zwischen Cultural Studies und Kulturwissenschaften vgl. Britta Herrmann, Cultural Studies in Deutschland. Chancen und Probleme transnationaler Theorie-Importe für die (deutsche) Literaturwissenschaft, in: Ansgar Nünning u. Roy Sommer Hg., Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven, Tübingen 2004, 33–53.

5 Dies betont auch Hof, Kulturwissenschaften, wie Anm. 1, 342.

6 Zur „Eigenständigkeit beider Bereiche“ und zur Auflistung ihrer vielen Überschneidungspunkte vgl. auch Benthien/Velten, Cultural Studies, wie Anm. 2, 346.

7 Vgl. Elisabeth Timm in ihrem Beitrag zur Debatte, in: L'HOMME. Z. F. G., 18, 2 (2007), 135–138, 138.

8 Vgl. Stuart Hall, Cultural Studies – ein politisches Theorieprojekt, in: ders., Ausgewählte Schriften, Hamburg 2000, 25–38, 32.

störend, unerwartet, überraschend und höchst unangenehm für den (geschlechtsblinden) Hausherrn: die Cultural Studies. Immerhin wurden diese damit auch ihrer eigenen Schläfrigkeit überführt und in ihrer Selbstwahrnehmung als geschlechtsneutrale Forschungseinstellung aufgerüttelt. Diese Spannung zwischen Gender-Einbrüchen und den Nachtseiten wie Ausblendungen vonseiten der Cultural Studies wirft bis heute ihre Schatten. Noch dunkler sieht es allerdings in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften aus, in deren Theoriefeld sich dieses Störpotenzial der feministischen Forschung und der Gender Studies in der Folge immer nur auf der Kippe zwischen Einmischung, Marginalisierung und Verdrängung entfalten konnte. Schließlich ist eine vergleichbare ‚Urszene‘ hier auch nicht überliefert, und so konnten sich die Kulturwissenschaften in Ruhe darauf konzentrieren, den ‚Geist‘ der traditionellen Geisteswissenschaften auszutreiben, dabei aber hinterrücks wiederum einem Allgemeinbegriff aufzusitzen: der ‚Kultur‘. Was Gender betrifft, konnten sich die Kulturwissenschaften zunächst jedenfalls in der Sicherheit wiegen, mit getrennten Sphären in ihrer Parallelentwicklung zu tun zu haben, von der sie selbst allerdings nach Belieben wichtige Anstöße für ihre eigene Theoriebildung ‚eingemeinden‘ konnten.

Die Gender Studies wiederum setzten den anfangs eher sozialwissenschaftlich markierten Feminismus ihrerseits einem *cultural turn* aus. So wurden die sozialen Geschlechterungleichheiten als ein kulturspezifisches Macht- und Hierarchiesystem auf der Basis von Geschlechtskonstruktionen erkennbar, das es vor allem auch in ihren sprachlichen und symbolischen Repräsentationsformen zu erschließen galt. Doch der Weg zu einem eigenen *gender turn* in den Kulturwissenschaften blieb dennoch bis heute holprig, nicht zuletzt durch die anstößige Janusköpfigkeit der Kategorie Gender selbst: So liefert sie einerseits das theoretisch-methodische Handwerkszeug für eine kritisch-theoretische Analyse jedweder (hierarchischer) Systeme von Unterscheidungen, Ungleichheiten und Differenzen, weit über Geschlechterdifferenzen hinaus. Andererseits aber reklamiert sie als eine erfahrungsbezogene Beschreibungskategorie von Ungleichheiten im empirischen und politisch-sozialen Feld der Geschlechterverhältnisse selbst eine Praxisnähe, die auf die Kulturwissenschaften geradezu beängstigend wirkte – beängstigend durch ihren Zwang, die hierarchischen Erkenntnisvoraussetzungen, ja Machtungleichheiten auch innerhalb der eigenen Wissenschaftspraxis offen legen und infrage stellen zu müssen. Die Entpolitisierungsneigung der deutschsprachigen Kulturwissenschaften, wie sie sich gegenwärtig etwa auch im *spatial* und *iconic turn* bestätigt, tut noch das Übrige, um bereits hier einen Riegel vor einen potenziellen *gender turn* zu schieben. Gelockert wurde dieser Riegel dagegen für die Aneignung derjenigen theoretischen Genderinitiativen, die sich nach der feministischen Phase weitgehend im Windschatten der Theoriehegemonien von Poststrukturalismus, Dekonstruktivismus und Diskurstheorie abspielten. Bei diesem Hinaufschwingen der Genderfrage auf die Ebene der Theorieproduktion wurde es dann viel leichter möglich, die Anstößigkeit ihrer Praxisnähe in einem vermeintlich geschlechtsfreien Raum der Theorie herauszufiltern. Dass es dennoch die Gender Studies waren, die hier wesentliche Theo-

rielemente überhaupt erst entwickelt und geschärft haben, ist nicht einem *gender turn* in den Kulturwissenschaften zu verdanken, wohl aber einer produktiven Überschneidung von Genderforschung und Kulturwissenschaft in der Entwicklung eines epistemologischen kulturtheoretischen Grundgerüsts: allem voran die Abkehr von Essentialismen und dichotomischen Erkenntniskorsetts, eine interdisziplinäre Öffnung, eine Kanon erweiternde Repräsentationskritik sowie überhaupt eine Kritik am Wissenssystem als einem hierarchischen, binär aufgebauten Machtsystem. Dies alles unter das Vorzeichen von ‚Kultur‘ statt ‚Gesellschaft‘ gestellt zu haben, erwies sich dann allerdings als eine zwiespältige Errungenschaft der Kulturwissenschaften, die insgesamt ihre Kulturalisierungsneigung verstärkt haben dürfte. Eine Schubumkehr in Richtung gesellschaftlicher Rückbindung könnte Gender wieder stärker in die Kulturwissenschaften zurückholen, nicht hingegen als einen bloßen *turn*, sondern als Produktivkraft einer Übersetzungskategorie beziehungsweise eines „traveling concepts“.

So wäre das Verhältnis von Gender und Kulturwissenschaften vielleicht als ein Fall von „traveling theory“⁹ beschreibbar, jedenfalls als ein zunehmend komplexer werdender Prozess der Übersetzung: Verstanden als eine Übersetzung der aktivistischeren Formen des amerikanischen Feminismus konnte Gender dessen praktisch-politische Stoßkraft schon deshalb leichter wiedergewinnen, weil die anglo-amerikanischen Cultural Studies deutlich in den Sog der postkolonialen Diskussion gerieten.¹⁰ Beide ziehen an einem Strang, besonders in ihrer Analogisierung von kolonialen mit geschlechterbezogenen und sexuellen Machtverhältnissen mit dem gemeinsamen Ziel „to change the oppressive power relations encoded in the name of race, nation and empire, as well as those of gender, class and sexuality“.¹¹ Diese wichtige und produktive Verknüpfung mit der postkolonialen Kritik fehlte hingegen bei der spezifischen Übersetzung von Gender in die deutschsprachigen Kulturwissenschaften hinein: übersetzt in ein Spannungsfeld von (entpolitizierter) ‚Abwehr‘ und (poststrukturalistischer) ‚Eingemeindung‘ erscheinen hier die praktisch-politischen Perspektiven von Gender – und mehr noch diejenigen der Queer Studies – gleichsam „lost in translation“.¹² Von hier aus möchte ich einige

9 Gudrun-Axeli Knapp, *Traveling Theories*. Anmerkungen zur neueren Diskussion über „Race, Class, and Gender“, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 16, 1 (2005), 88–110.

10 Als ‚Klassiker‘ vgl. Anne McClintock, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York/London 1995; aber auch dies., Aamir Mufti u. Ella Shohat Hg., *Dangerous Liaisons. Gender, Nation, and Postcolonial Perspectives*, Minneapolis/London 1997; Sara Mills, *Gender and Colonial Space*, Manchester 2005.

11 Reina Lewis u. Sara Mills, Introduction, in: dies. Hg., *Feminist Postcolonial Theory. A Reader*, London/New York 2003, 1–24, 2.

12 Vgl. Franziska Rauchut, *Wie queer ist queer? Folgen der Fixierung eines notwendig unbestimmten Begriffs*, in: Sabina Lucia Müller u. Sabine Schülting Hg., *Geschlechter-Revisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Geschichtswissenschaften*, Königstein 2006, 116–132, 119: „Die deutsche Rezeption der amerikanischen Queer Theory kann als ein Beispiel dafür fungieren, wie Wissen und Bedeutung in einem Prozess der Übersetzung beziehungsweise Übernahme von Begriffen und Theorien verloren gehen.“

knappe, noch unausgearbeitete Andeutungen zu einer anderen, weniger verlustreichen Übersetzungsperspektive machen:

Wie wäre es, statt einem *gender turn* nachzutruern, Gender und *cultural turns* eher im Sinne eines produktiven Übersetzungsverhältnisses miteinander zu verschränken, wenn auch nicht unbedingt so festgelegt, wie die folgende Andeutung in einem neueren Sammelband: „ein *turn* setzt in den meisten Fällen voraus, dass das Subjekt der Untersuchung (endlich?) wieder ein verschleiertes männliches ist“¹³ Diese Bemerkung ist sicher zutreffend, insofern sie die unhintergehbare Genderabhängigkeit auch der Theorieproduktion der *turns* selbst betont, höchst problematisch jedoch in ihrer Folgerung: „Zum *turn* kann es nur kommen, wenn Gender eine untergeordnete Rolle spielt.“¹⁴ Dem würde ich entgegenhalten: Keine Theoriewende ohne Genderdimension – was freilich eine „Wende“ zur Genderperspektive andeutet, die gerade nicht nur bestehende Forschungs- und Darstellungslücken füllt, sondern vielleicht sogar eher eine Zukunftsperspektive eröffnet.

Mit Gender und Kulturwissenschaften als ‚Parallelgesellschaften‘ scheint es jedenfalls zu Ende zu gehen, je mehr sich die Kulturwissenschaften in eine Kette von *turns* ausdifferenzieren. Gerade die *turns* bieten Chancen und Anstöße zur Aufhebung der Entzweiung, paradoxerweise durch ihren kritischen Bezug auf einen gemeinsamen Bündnispartner: den *linguistic turn*. Dieser wirft zwar für beide, Kulturwissenschaften wie Genderforschung, seine langen Schatten bis hinein in die Grundüberzeugung von der Konstruktivität, dem Repräsentationscharakter und der Diskursivität ihrer Forschungsobjekte. Doch die kulturwissenschaftlichen Theoriewenden versuchen zugleich jede auf ihre Weise, den *linguistic turn* wiederum aufzubrechen und dessen Verdrängungen wieder einzuholen – eben indem sie die von ihm ausgeblendeten Dimensionen von Materialität, Räumlichkeit, Macht, Bildlichkeit, Körperlichkeit etc. zurückgewinnen. In diesem Sinne könnten die kulturwissenschaftlichen „Wenden“ auch in den Gender Studies selbst einen neuen *re-turn* auslösen: in beiden Fällen vom Symbolischen hin zum Sozialen. Schließlich haben sich auch die Gender Studies im Zuge der poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Theorieschübe allzu leicht epistemologisiert, entpolitisiert, in die Sphären von Repräsentation, Sprache, Symbolisierung verflüchtigt und kulturalisiert’. Die *turns* mit ihrer Rückholung des Verdrängten könnten dazu beitragen, auch die Genderkategorie weiter zu entfalten und aus ihren Verkürzungen zu befreien. Ebenen dann vielleicht doch gerade die *turns* den Weg zu einem (anderen) *gender turn*?

13 Ingrid Hotz-Davies u. Schamma Schahadat, Vorwort, in: dies. Hg., *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt. Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur*, Bielefeld 2007, 7–12, 10.

14 Hotz-Davies/Schahadat, Vorwort, wie Anm. 13, 10.

3. Gender – *doch* ein turn/nur ein turn?

Gewiss muss die Frage nach der *turn*-Fähigkeit – besonders angesichts der inflationären Vervielfältigung von *turns*, wie sie gegenwärtig zu beobachten ist – bei jeder neuen Richtungsänderung, die eine Theoriewende beansprucht, gestellt werden.¹⁵ Das entscheidende Kriterium ist sicherlich ein „shift“ der zentralen Kategorien: von Beschreibungsbegriffen, die sich auf ein Gegenstandsfeld richten, hin zu disziplinenübergreifenden konzeptuell-methodischen Analysekatoren. Damit – ein weiteres Kriterium – erhält die kulturwissenschaftliche Forschung insgesamt ein durchschlagendes, keineswegs aber dauerhaftes, neues Fokussierungsangebot. *Gender* dagegen bildet keinen Forschungsfokus für die gesamten Kulturwissenschaften, der als ein spezifisches „Momentum“ in eklektizistische Konkurrenz mit anderen „Neuorientierungen“ treten, dann aber auch von ihnen abgelöst werden könnte. Im Gegenteil: die *turn*-bildenden Fokussierungen (wie Raum – *spatial turn*, Bildlichkeit – *iconic turn*, Performativität – *performative turn*, Religion – *religious turn* etc.) sind ihrerseits auf Gendervorzeichen angewiesen (und zwar nicht nur der *performative turn* auf Judith Butlers performative Gender Studies) – eben weil Gender als ein gleichsam tiefenstruktureller *turn vor* einem *turn* unhintergebar ist, ähnlich wie beim *linguistic turn* die Unhintergebarkeit der Sprache für die Wirklichkeitserkenntnis. Die Kategorie *Gender* kann durch diese Fokussierungen – wie ich in meinem Buch zu zeigen versucht habe – jedoch ihrerseits in sich differenziert werden (*Raum* und *Gender*, *Gender* und *Bild* bzw. *Blick* etc.).

Sprache aber nicht doch etwas für einen *gender turn*? Um es noch einmal zu sagen: Gender ist auf jeden Fall mehr als ein Themenfeld, da es über Geschlechterbeziehungen hinausweist und zu einer Analysekatoren wird, die traditionelle Grenzziehungen, ja Grenzziehungen überhaupt infrage stellt, die außerdem die soziale Konstruiertheit von Geschlecht und Kultur betont und die sich selbst ausweitet zu einem intersektionalen gesellschaftlichen Strukturmerkmal (wie „Rasse“/Ethnizität,

15 Bereits in meinem Buch habe ich gefordert, mit entsprechenden Kriterien für einen *turn* die Spreu vom Weizen zu sondern und nicht jedes kleine Wendemanöver als nachhaltige Theoriewende auszugeben. Mit der listenartigen Aufstellung beliebig vermehrbare vermeintlicher *turns*, wie sie gegenwärtig an verschiedenen Horizonten auftauchen, habe ich im „Ausblick“ meines Buches nur die Absurdität einer inflationären Wenderhetorik vor Augen führen wollen (vgl. Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg 2007², 381–406, bes. 381f). Ich verwahre mich an dieser Stelle vor dem merkwürdigerweise immer wieder aufkommenden Missverständnis, ich hätte diese damit als weitere kulturwissenschaftliche Theoriewenden anerkannt oder sie gar meinerseits als solche „ausgerufen“. Ganz im Gegenteil, ich halte die (Weiter-)Entwicklung der Kulturwissenschaften entlang von *turns* nur dann für fruchtbar, wenn sich die „Wenden“ eben nicht in Schwindel erregenden Spiralen beliebig vermehren, sich zu Modetrends verflachen und damit ihre theoretisch-methodische Stringenz verlieren, die unverzichtbar ist für ihre seriöse Umsetzung in die disziplinäre Arbeit hinein.

Klasse).¹⁶ Indem *Gender* die Ordnung der Wissensproduktion überhaupt kritisch markiert und sie in ihren Universalisierungen, Essentialisierungen, Identitätsbildungen, Dichotomisierungen aufdeckt, spräche „Gendering“ als methodische Grundeinstellung sicherlich überzeugend für einen *turn*. Ja, es stimmt: Gender *fordert* eine „Wende“. Und doch: Während sich die Kulturwissenschaften begeistert auf immer wieder neue Theoriewenden stürzen und ihnen teilweise wie einem Modetrend hinterherlaufen, kommt gegenüber der Kategorie Gender immer wieder eine bemerkenswerte Abwehrhaltung ins Spiel – die ihre konzeptuellen Leistungen und Theoriebeiträge durchaus aufsaugt und Genderforschung in Kulturtheorie übersetzt, ihre politisch-gesellschaftliche Kraft jedoch zugleich entschärft. Dem entspricht auch die Disziplinierung der Gender Studies. Den Vorwurf, ich hätte die Gender Studies auf eine Einzeldisziplin reduziert,¹⁷ gebe ich an das deutsche Universitätssystem weiter, an seine Tendenz, Gender Studies in speziellen Genderlehrstühlen und -studiengängen zu institutionalisieren und zu kontrollieren, durchaus mit der (Neben-)Wirkung, sie damit auch leichter wieder abschaffen zu können.

Dieser Entwicklung könnte ein grundlegend verstandener, disziplinenübergreifender *gender turn* zweifellos entgegenwirken. Doch stattdessen haben sich die Gender Studies diese Aussicht möglicherweise selbst verstellt, indem sie ihrerseits gleichsam interne „Wenden“ vollzogen und eine komplexe, eigenständige Forschungsrichtung mit einer eigenen Geschichte entwickelt haben. Es ist die Frage, wie weit der Spannungsbogen von der Frauenforschung der 1960/70er Jahre über die Erforschung der Geschlechterbeziehungen hin zur Erforschung von Gender als sozialem Konstrukt, der *lesbian and gay turns* bis hin zu einem *queer turn*, nicht nur als ein Prozess von Kämpfen, sondern auch von Institutionalisierungsneigungen zu beschreiben wäre. Für den zukünftigen Weg der Genderforschung, den ein aktueller Sammelband als ein „neuer Schub von Ausdifferenzierung“¹⁸ beschreibt, könnten hier gerade die kulturwissenschaftlichen *turns* als Querwege mit neuem Anregungspotenzial genutzt werden.

Würde Gender dabei allerdings selbst zum *turn*, dann bliebe Gender eben auch *nur* ein *turn*. Das Aufflackern, sich Verbreiten, aber auch die unvermeidlichen Abenddämmerungen der ephemeren Theoriewenden und die Hinwendungen zu anderen Fokussierungen würden es erleichtern, sich von einem *gender turn* auch wieder zu verabschieden oder ihn gar nicht erst zu vollziehen. Gender im Sinne einer komplexen

16 Zur „intersektionalen“ Verflechtung dieser Kategorien vgl. Gudrun-Axeli Knapp, „Intersectionality“ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“, in: Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, 23, 1 (2005), 68–81.

17 Vgl. Hanna Hacker in ihrem Beitrag zur Debatte, in: L'HOMME. Z. F. G., 18, 2 (2007), 126–130, 130.

18 Rita Casale u. Barbara Rendtorff, „Was kommt nach der Genderforschung?“ – Ein Vorwort, in: dies. Hg., Was kommt nach der Genderforschung? Die Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, 9–11, 11.

gesellschaftlichen Grundlagenreflexion und Praxis, die über eine bloße Theorieeinstellung hinausgeht, lässt dies hingegen erst gar nicht zu. Doch wie ist sicherzustellen, dass die epistemologischen und methodischen Impulse der Gender Studies nachhaltig in die Kulturwissenschaften eindringen, ohne von ihnen einfach geschluckt zu werden? Wie ist zu vermeiden, dass die Kategorie Gender durch einen (bloßen) *gender turn* zum kulturwissenschaftlichen Mainstream wird, eingemeindet und zugleich entschärft? In welcher Form bleibt sie weiterhin anstößig und ein widerborstiger Stachel?

4. Gender – *mehr* als ein *turn*?

Der Genderbegriff – so klagt Joan Scott – hat nicht nur den politischen Feminismusbegriff neutralisiert. Er wurde dabei selbst zu einem „Routinebegriff“¹⁹ verflacht – ein Prozess des kulturwissenschaftlichen ‚Vermainstreamens‘, der durch einen *gender turn* zweifellos noch befördert würde. Wäre Gender nicht eher *mehr* als ein *turn*, *mehr* als ein Umlenken der theoretischen Aufmerksamkeit, *mehr* als eine einzelne Theoriewende?

Ich schlage vor, Gender noch stärker komparatistisch zu öffnen: als einen über einen *turn* hinausgehenden „Übersetzungsbegriff“,²⁰ der die verschiedenen Sphären in ein Vermittlungs-, ja durchaus spannungsvolles Aushandlungsverhältnis versetzt: der das gesellschaftliche Bezugsfeld mit seinen konflikthaften Verwerfungen, die aktivistische, praktisch-gesellschaftliche Dimension am ‚Übersetzungsscharnier‘ von Gender wieder näher heranrückt an eine neue gesellschaftspolitische Rückbindung der Kulturwissenschaften. Das Übersetztwerden der Kategorie Gender zwischen den verschiedenen Wissenschaftskulturen, das ich anfangs erwähnte, könnte sich hier in eine aktive Übersetzungsstrategie verwandeln. Schon Joan Scott legt eine derart erweiterte Übersetzungsperspektive an die Gender Studies an, indem sie deren Transnationalisierung an Übersetzungsschritte bindet: (Weltweiter) „Feminismus muss (wie jedes Konzept dieser Art) so verstanden werden, als würde es übersetzt“.²¹ Damit wird nicht nur der Universalisierungsneigung westlicher Genderforschung und Kulturwissenschaft entgegen gewirkt, sondern auch die praktisch-politische Seite von Gender wieder nachhaltiger ins Spiel gebracht. Die Geschlechterforschung auf eine bloße Lieferantin von Analyse kategorien zu reduzieren, hieße, ihre aktivistische, politische Handlungswirkung, ihre „Echos“ und „Nachbeben“ in ein Theoriekorsett zu zwängen, in dem dann konkrete Subjekte, Frauen, Initiativen und politische Bewegungen in ihren historischen

19 Joan W. Scott, Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende, in: Claudia Honegger u. Caroline Arni Hg., Gender – die Tücken einer Kategorie, Zürich 2001, 39–63, 52.

20 Zu „translation terms“ als Grundelementen einer kulturtheoretischen Komparatistik vgl. James Clifford, Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century, Cambridge, Mass./London 1997, 11.

21 Joan Wallach Scott, Feministische Echos und Nachbeben, in: WerkstattGeschichte, 33 (2002), 59–77, 68.

Kontexten keine Rolle mehr spielten. Als Versuch der Überwindung der poststrukturalistischen Wende in den Gender Studies käme es vielmehr darauf an, die „Querschnittslage“²² und Querlage von Gender wieder stärker zu nutzen – eben auch für ihren kritischen „Nachhall“, ja ihr „Nachbeben“ in den Kulturwissenschaften. Auch hierfür könnte Joan Scotts Ansatz produktiv werden, die Übersetzungsmetaphorik noch weiter zuzuspitzen: „Vielleicht ist Echo eine passendere Metapher als Übersetzung, um die Wandlungsfähigkeit von Begriffen oder Konzepten zu kennzeichnen“.²³

Für eine Präzisierung dieser metaphorischen, emphatischen Redeweise könnten nun die Einsichten eines *translational turn* weiterführen: So wäre „Nachbeben“ übersetzbar in eine neue Aufmerksamkeit für die inter- oder transkulturelle Neuformulierung der westlich ausgeprägten und teilweise sträflich universalisierten Gender Studies; in eine interaktionsnahe Erschließung von *entangled histories* als Herausforderung der transnationalen Genderforschung; als Aufgabe, konkrete Formen von „angewandter feministischer Methodologie“²⁴ in die Kulturwissenschaften hinein zu übersetzen, besonders wenn diese geschlechtsspezifische Begründungen und Rückwirkungen von Machtverhältnissen in weltweiten Zusammenhängen analysieren. Für die Kulturwissenschaften böte sich hier sicherlich ein wichtiges Übersetzungsscharnier für ihre Übertragung in die gesellschaftliche Sphäre und ihre Ausarbeitung in transnationalen Horizonten. Für die Genderforschung hingegen wäre dieses Übersetzungserfordernis ein Anstoß, aus ihrer Selbstgenügsamkeit in der europäischen Wissensordnung noch weiter herauszugelangen, sich transnational und transkulturell übertragbar zu machen²⁵ – und damit nicht zuletzt auch unter Geschlechtervorzeichen die Diskussionen zum Verhältnis von Lokalität und Globalität zu bereichern.²⁶

Jedenfalls verstehe ich die Anregung der L'HOMME-Debatte, der Frage nach einem *gender turn* nachzugehen, zugleich als einen Aufruf, stärker als bisher über die (Wieder-)Verknüpfung von Gender Studies und Kulturwissenschaften nachzudenken und eine Basis für mögliche weitere „Streitgespräche“ zu suchen. Im Horizont einer solchen Wiederverknüpfung wären sowohl die Kulturwissenschaften unter sozialwissenschaftlichem Vorzeichen weiter zu profilieren als auch Gender als Analysekategorie

22 Dass Gender Studies – auch in der Soziologie, quer zu anderen soziologischen Teildisziplinen – eine „Querschnittslage“ einnehmen, wird behauptet bei: Katrin Schäffgen u. Iris Peinl Hg., Gender in der Soziologie – eigenständige Teildisziplin und/oder quer liegende Mittlerin? In: Peter Döge, Karsten Kassner u. Gabriele Schambach Hg., Schaustelle Gender. Aktuelle Beiträge sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung, Bielefeld 2004, 41–51, 45.

23 Scott, Echos, wie Anm. 21, 68.

24 Scott, Echos, wie Anm. 21, 75.

25 Ansätze in dieser Richtung gibt es viele; hier sei nur ein neuerer Sammelband erwähnt: Michiko Mae u. Britta Saal Hg., Transkulturelle Genderforschung. Ein Studienbuch zum Verhältnis von Kultur und Geschlecht, Wiesbaden 2007.

26 Eine interessante Fallstudie auch unter Übersetzungsvorzeichen bieten hier Dorothy Ko u. Wang Zheng Hg., *Translating Feminisms in China*. Oxford u. a. 2007, 1: „feminism is always already a global discourse, and the history of its local reception is a history of the politics of translation.“

weniger auf der epistemologischen Schiene der kulturell-kognitiven Grenzziehungen anzusiedeln, sondern eher an den Scharnieren praktisch-politischer und interkultureller Anschlussmöglichkeiten.

Gender in diesem Sinn in die Kulturwissenschaften hinein zu übersetzen, könnte also auch die Kulturwissenschaften in ihrem Versuch bestärken, sich sozialwissenschaftlich anzureichern oder gar zu redefinieren und sich auf diesem Weg endlich einmal mit ihrem eigenen praktisch-politischen Versagen auseinanderzusetzen. Das Versagen der Kulturwissenschaften zeigt sich ja gerade dort, wo ihre Beschreibungs- und Analysekonzepte zwar auf die globalisierten und konflikthaft zugespitzten gesellschaftlichen Verhältnisse hin geschärft werden, ohne jedoch nur irgend einschneidend zu werden für deren politische Bewältigungsversuche.²⁷ Gerade ihre Abspaltungstendenzen von der politischen Sphäre werden ihnen hier zum Verhängnis. Die Wirkung ihrer Kulturanalysen im Umfeld der weltweiten politischen Herausforderungen wie Terrorismus, Krieg, religiöse Konflikte und Krisen droht zu scheitern, wenn sie die Notwendigkeit von Anschluss- und Vermittlungsscharnieren zur politischen Akteursebene nicht im Blick haben. So stehen heutzutage nicht selten die kulturwissenschaftlichen Einsichten auf der einen Seite, während zugleich auf der anderen Seite weiterhin mit Feindbildern, binären Konstruktionen, Ab- und Ausgrenzungen, Identitätspolitik etc. operiert wird. Für die Genderforschung tut sich eine solche Kluft nicht in der gleichen Weise auf. Denn sie hat immer aktiv auch die praktisch-politische Dimension weiterverfolgt, etwa in internationalen Frauenkonferenzen, NGOs und Frauennetzwerken. Gender Studies haben hier also einen erheblichen Vorsprung. Und so wäre – dies betont Barbara Lüthi in ihrem Debattenbeitrag zu Recht – kulturwissenschaftlich zu lernen von den Gender und besonders auch von den Queer Studies, gerade in ihrer Offenheit für ‚queere‘ Zugriffe auf kulturtheoretische Problemfelder in „queer times“:²⁸ in Problemfeldern wie der Geschlechtskonnotation von Terrorismus, des Verhältnisses von Sexualität und Geopolitik, der Bedeutung von Gender und Sexualpolitik im Zusammenhang von Ethnizität, Immigration, Folter und Kriegsführung, aber auch im Hinblick auf die normativen Implikationen und Imaginationen der weltweiten patriarchalischen Herrschaftsdiskurse.

Wenn sich die Kulturwissenschaften also wirklich auf den Weg machen wollen, sich stärker gesellschaftlich rückzubinden statt das Soziale im Symbolischen zu (ver-)schlucken – wie dies etwa Wolfgang Maderthaler und Lutz Musner jüngst in einer kritischen „Streitschrift“ fordern, ohne dass sie jedoch die Kategorie Gender dabei im Blick hätten oder auch nur erwähnten²⁹ – dann könnten die Kulturwissenschaften

27 Vgl. Doris Bachmann-Medick, Kritischer Überschuss (Interview), in: Malmoe, 38 (2007), unter <<http://www.malmoe.org/artikel/alltag/1462>>.

28 Vgl. Barbara Lüthi in ihrem Beitrag zur Debatte, in: L'HOMME. Z. F. G., 18, 2 (2007), 131–134.

29 Wolfgang Maderthaler u. Lutz Musner, Die Selbstabschaffung der Vernunft. Die Kulturwissenschaften und die Krise des Sozialen, Wien 2007, 29: „Eine solcherart auf das Symbolische reduzierte Betrachtungsweise unternahm die Entsorgung des Sozialen, verstand Kultur als ein gegenüber Fremdbezügen völlig autonomes, selbstbezügliches Verfahren der Zeichensetzung...“.

besonders profitieren von der größeren sozialwissenschaftlichen Reichweite und Tiefenschärfe der Gender Studies. Durch gezieltere gesellschaftliche Rückbindung wäre eben auch die Gefahr „einer beliebigen ‚Wendekultur‘“ zu vermeiden, wie sie Christoph Conrad befürchtet.³⁰ Jedenfalls haben erst die einzelnen kulturwissenschaftlichen *turns* – indem sie etwa mit Raum und Bild die verloren gegangene Dimension der Materialität und des Sozialen wieder eingeholt haben, auch wieder eine stärkere Rückbindung an Geschlechterverhältnisse gefunden.

Zwischen Abwehr und Verlangen eines *gender turns* in den Kulturwissenschaften haben die Kulturwissenschaften sicherlich zu lange die Gender Studies als bloßes konzeptuelles Reservoir genutzt, haben *race*, Gender, *class* etc. kulturwissenschaftlich in Markierungen von Macht und Unterdrückung hinein übersetzt. Erst indem die *cultural turns* neue Einbruchstellen und Einfallstore auch für die Kategorie Gender freigelegt, werden die Übersetzungsscharniere zwischen Gender und (einer ‚anderen‘, gesellschaftsbezogeneren, entkulturalisierten) Kulturwissenschaft³¹ wieder stärker aktiviert. Das könnte zu einer entschiedeneren Zusammenarbeit mit den Kulturwissenschaften im Hinblick auf eine praxisrelevante transnationale Epistemologie führen, mit der nicht zuletzt auch den Herausforderungen der neueren Menschenrechtsdiskussion,³² der Biopolitik, den gefährlichen Vorstößen der Evolutionstheorie und der Ausbreitung eines neuen Biologismus begegnet und entgegnet werden kann.

Statt also einem *gender turn* nachzutruern oder ihn zu vermissen, wären vielleicht erst einmal die Kulturwissenschaften aus ihrer Kulturalismusfalle zu befreien und insgesamt an die Sphäre des Gesellschaftlichen anzuschließen, um die Bedingungen der Möglichkeit für einen wirklich umfassenden *gender turn* überhaupt ausloten zu können. Jedenfalls wären die *cultural turns* geeignete und konkrete Ansatzpunkte, um auch in dieser Richtung wieder neu nachzudenken über die (Wieder-)Verknüpfung von Gender mit den durch ihre *turns* mehr denn je geöffneten Kulturwissenschaften.

30 Vgl. Christoph Conrad in seinem Beitrag zur Debatte, in: L'HOMME. Z. F. G., 18, 2 (2007), 123–126, 126.

31 Vgl. Timm, wie Anm. 7.

32 Zur Verknüpfung von Gender und Kulturwissenschaften hinsichtlich ihrer ‚Übersetzungs‘leistungen, besonders bzgl. der (universalistischen) Menschenrechte, vgl. Anna Lowenhaupt Tsing, Transitions as Translations, in: Joan W. Scott, Cora Kaplan u. Debra Keates Hg., Transitions, Environments, Feminism in International Politics, New York 1997, 253–272.